

Erst elf Jahre nach diesen Ereignissen fand ich Cora. Bis dahin hatte sie nur ein einziges Mal verschlüsselt und heimlich Kontakt zu Oleg aufgenommen, und dabei wäre es wohl auch geblieben, wenn der Dunkle sich nach meinem vierzehnten Geburtstag nicht auf meine und Arions Fährte gesetzt hätte.

Aber wo befand sich Rhianna jetzt? Inzwischen war sie einundzwanzig. In dem Internat lebte sie ganz sicher nicht mehr.

Anyta war die Einzige, die genauere Informationen hatte. Sie musste über die Familie Bescheid wissen, die Rhianna damals aufgenommen hatte, da war Oleg sich ganz sicher. Er versuchte schon die ganze Zeit, sie zu erreichen. Aber er hatte ihr noch nicht einmal mitteilen können, dass uns der Dunkle überfallen hatte und Cora im Koma lag. So wunderschön und idyllisch *Persephones Heaven* war, die Funkabdeckung lag bei null, und das Festnetz war durch den Dunklen zerstört worden. Der Reparaturservice der Telefongesellschaft hatte sich erst für irgendwann in zwei bis drei Wochen angekündigt.

Wir waren so gut wie abgeschnitten von der Welt, solange wir den Hof nicht verließen – was ich nicht durfte, nicht mal zu Pferd –, und mir fiel so richtig die Decke auf den Kopf.

Vier Tage ging das jetzt schon so!

Mein einziger Draht zur Außenwelt waren ein paar Textnachrichten oder verstümmelte Voicemails mit Fynn, die es sporadisch durchs Funkloch schafften. Ihn hatten sie nach Hause geschickt. Ich dagegen durfte nicht mit Oleg und Nana zurück nach Hause, nicht mit zum Einkaufen oder auf Anytas Pferdehof ... zu meiner eigenen Sicherheit, bla bla bla. Und ins Krankenhaus durfte ich erst recht nicht. Dort ließen die Ärzte niemanden zu Cora außer Nana, und auch das nur für eine Stunde.

Oleg, Aides und sogar Fynn beschworen mich, ja nicht den Hof zu verlassen, solange wir nicht mehr über den Verbleib des Dunklen wussten. Ich bekam langsam einen ausgewachsenen Lagerkoller. Aber das schien niemanden zu kümmern. Außer vielleicht Aides, dem es ganz genauso ging, denn ihn hatte der Familienrat ebenso zum Hierbleiben verdonnert wie mich – als Aufpasser, wie ich inzwischen vermutete.

Genervt sah ich über die Weide hinüber zu meinem Schwager, der gerade neues Heu in die Futterraufe für Arion und seinen Kumpel Duke schichtete.

»Wieso durfte Fynn eigentlich nicht hier bei uns bleiben?«, brüllte ich ihm entgegen, als er mit der leeren Schubkarre in meine Richtung kam. »Ist dein Bruder etwa weniger in Gefahr als du und ich?«

Fynn war immerhin genauso der Sohn des Dunklen wie er!

Aides grinste schief. Wir fassten uns immer noch mit Samthandschuhen an. Ein Teil von mir war auch jetzt noch fassungslos und wütend darüber, dass er und Cora tatsächlich geglaubt hatten, ihm trauen zu können. Wir hatten lange geredet. Der Dunkle hätte uns niemals gehen lassen, das hatte auch Aides inzwischen begriffen, und der Preis für diesen Fehler war schrecklich genug. Trotzdem nagte dieser Verrat an mir. Es schien, als ob ich wirklich niemandem in meiner Familie hundertprozentig trauen konnte. Ausnahmslos jeder von ihnen hatte mich enttäuscht: Nana, Anyta, Aides, Cora ...

»Bei Fynn ist die größte Gefahr im Moment unsere Mutter«, behauptete Aides und blinzelte. »Glaub mir, das Jugendamt oder die Polizei würden uns gerade noch hier

fehlen, wenn er nicht rechtzeitig zum Abendessen zurück gewesen wäre.«

Ich schob meine volle Schubkarre mit erheblich mehr Schwung, als nötig gewesen wäre, unter der Zaunlitze durch.

»Schön, dass wenigstens einer seinen Humor nicht verloren hat«, knurrte ich und reichte Kasimir auf der flachen Hand mein letztes Leckerli.

Als wüsste der kleine Ponywallach das ganz genau, schloss er gierig seine Lippen darum und trollte sich.

»Machst du dir denn keine Sorgen?«, bohrte ich nach, als Aides vor mir stehen blieb.

Er sah mich ernst an und unternahm ein paar Anläufe, etwas zu sagen, aber anscheinend wusste er nicht so richtig, was. Schließlich stellte er seine Karre ab und öffnete unsicher die Arme. Er wirkte, als könnte er eine Umarmung noch dringender brauchen als ich. Also gab ich nach und machte einen Schritt auf ihn zu.

Vorsichtig, als wäre ich eine tickende Zeitbombe, zog er mich an sich. Er roch nach Pferd und frischem Heu und ein bisschen nach Rasierwasser, und es tat gut, von jemandem gehalten zu werden, dem ich nicht erklären musste, wie es mir ging. Aides steckte mindestens ebenso tief in diesem Schlamassel wie ich selbst.

»Mehr, als du ahnst, Kleines. Und mir fällt hier genauso die Decke auf den Kopf wie dir. Ich könnte die Wände hochgehen. Aber das hilft uns nicht weiter. Wir müssen stark bleiben, okay? Im Moment geht er davon aus, dass du auch ...«

Aides beendete den Satz nicht, aber das brauchte er auch nicht. Nach dem, was mit Cora geschehen war, musste der Dunkle davon überzeugt sein, dass auch ich irgendwo im Nichts gefangen war – oder tot. Und bei diesem Glauben wollten wir es belassen.

Ich schluckte.

Er hatte keine Ahnung, dass Cora das gefälschte Medaillon ins Wasser geworfen hatte. Nur deswegen war ich noch hier. Ich hatte einfach Glück gehabt – und meine Schwester nicht.

Ich nickte und wischte mir mit einer verstohlenen Kopfbewegung eine Träne an seiner Stallweste ab. Wir müssten jetzt beide dort drüben sein, auf der anderen Seite.

»Warum holen wir Cora nicht aus dem Krankenhaus nach Hause?«, fragte ich. »Wie sollen die Ärzte ihr denn helfen? Sie können ja doch nichts für sie tun! Dann könnten wir uns wenigstens an ihrem Bett abwechseln.«

Aides sagte nichts, aber der Griff um meine Schultern verstärkte sich. Ich biss mir auf die Unterlippe. Es war eine Sache, seinen Freund zu vermissen, der in die Schule ging und gesund war, aber eine ganz andere, seine Frau in einem mysteriösen Koma zu wissen und wegen den strengen Hygieneregeln einer Intensivstation nicht zu ihr zu dürfen.

Natürlich wusste ich, dass sie uns Cora nicht einfach mitgeben würden, solange sie bewusstlos war und die Ärzte sich keinen Reim auf ihren Zustand machen konnten.

»Dort wird sie gut versorgt«, presste er hervor. »Sie ist in Sicherheit. Rhianna ist die, auf die er es jetzt abgesehen hat.«

Das war Öl in mein Feuer! »Und statt endlich nach Wales zu fahren, sitzen wir hier rum«, jammerte ich zum hundertsten Mal. Ich riss mich los. »Das macht mich wahnsinnig! Komplette irre! Wo bleiben die überhaupt?«

Oleg hatte Nana ins Krankenhaus gebracht und auf dem Rückweg bei Anyta vorbeisehen wollen, um ein paar seiner Sachen zu holen – und vor allem, um uns hoffentlich die Information mitzubringen, wo wir anfangen konnten, Rhianna zu suchen. Unsere Eltern hatten ganze Arbeit geleistet, was das Geheimnis um ihren Aufenthaltsort betraf.

Ich fragte mich, wieso es ihr so leichtgefallen war, alle und jeden zu verlassen, keinen Kontakt mehr haben zu dürfen, wie in einem Zeugenschutzprogramm im Krimi. Ich konnte Cora verstehen, dass sie sich so heftig dagegen gewehrt hatte. Und im nächsten Moment biss ich mir schuldbewusst auf die Zunge.

Ich vermisste Tessa, Maria, Lou und Fenja, auch wenn unsere Freundschaft in den letzten Monaten längst nicht mehr so eng gewesen war wie früher. Außer Tessa konnten sie alle nicht viel mit Pferden anfangen, und selbst sie war mehr an Fynn interessiert gewesen als an Stallgeruch und Reitstunden. Fynn ... er war wahrscheinlich noch ein Grund, weswegen ich mich von den Mädchen entfernt hatte – und umgekehrt. Mein Herz schlug schneller, als ich an unseren Abschiedskuss dachte. Unvorstellbar, länger von ihm oder Arion getrennt zu werden.

Das brachte mich auf eine Idee.

»Mit wem war Rhianna befreundet?«, fragte ich Aides, der nachdenklich den blauen Siegelring an seinem Finger drehte.

»Ich meine nicht andere Kinder ... welches war ihr Lieblingspferd?«

Mein Schwager zog verwundert eine Augenbraue in die Höhe, dann fiel der Groschen, und er riss die Augen auf.

»Du meinst ...? Du könntest ...? Natürlich!« Er strahlte mich an.

»Ich kann es versuchen«, erwiderte ich bescheiden.

Diese Gabe hatte uns eine ganz schöne Suppe eingebrockt, also konnte sie uns verflüxt noch mal dabei helfen, sie auszulöffeln. Und ich kam endlich mal raus hier.

3. Das Geheimnis einer Lady

Margarete Philipp saß am Krankenbett ihrer Enkelin und hielt deren schlaffe Hand. Kühl fühlte sie sich an, die Finger rau von der Arbeit im Freien mit den Tieren. Sie wusste sehr genau, was es hieß, einen Hof zu bewirtschaften, was das Landleben an Kraft und Energie forderte. Sie hatte ihrer Enkelin das ersparen wollen, aber die Kinder hatten nicht auf sie gehört. Natürlich nicht, womöglich waren ihre Warnungen noch mehr Ansporn gewesen, das Gegenteil zu tun. Genau wie bei Godje.

Das Schicksal webte seltsame Fäden. Die alte Frau seufzte. Die Pferde, immer wieder die Pferde. Sie waren das Leben der Mädchen, von allen dreien, wie damals bei ihren Eltern Chloe und Fergus.

Deren Leidenschaft hatten sie ebenso geerbt wie diese seltsamen, unendlich tiefen blauen Augen, die jetzt geschlossen unter Coras Lidern lagen und doch immer präsent waren. Mit ihnen hatte Chloe Fergus' Herz erobert – und auch das ihre.

Ob es wirklich so etwas wie Fügung gab? Innerhalb von nicht einmal zwei Jahren hatte sie damals alle verloren, die ihr lieb und teuer waren: erst Rhianna und dann auf einen Schlag ihren Sohn, die Schwiegertochter und Cora.

Elf lange Jahre hatte sie kein Lebenszeichen von ihr erhalten, nicht gewusst, wo ihre älteste Enkeltochter war, was sie machte, wie es ihr ging.

Nun lag sie hier, direkt vor ihr, und doch unerreichbar weit weg, schlafend wie ein Dornröschen. Cora war ihrem Vater wie aus dem Gesicht geschnitten, auch jetzt noch, als Erwachsene. Der rebellische Teenager war zu einer Frau geworden. Was hatten sie mit ihr gemacht? Die Pferde hatten so viel Leid und Schmerz über diese Familie gebracht.

Margarete Philipp presste die zitternden Lippen aufeinander – die Mädchen würden sie schimpfen, wenn sie ihre Gedanken hören könnten. Es stimmte ja, da waren auch viel Liebe und glückliche Momente gewesen, und letztlich konnten die Pferde am allerwenigsten dafür.

Aber musste nicht irgendwann Schluss sein mit dem Glauben an uralte Götter aus einer anderen Zeit?

»Nimm mir meine Kinder nicht weg, Epona«, flüsterte sie. »Nicht auch noch dieses.«

Selbst so viele Jahre später wusste sie noch immer nicht, was sie von all diesen Spukgeschichten halten sollte, von diesem Dämonenwahnsinn und den alten Mythen. Fergus war von ihnen überzeugt gewesen, er hatte Chloe stets verteidigt, und es waren zu viele sonderbare Dinge geschehen, als dass Margarete komplett leugnen würde, dass zumindest ein wahrer Kern darin steckte. Sie hatte mit eigenen Augen gesehen, wozu dieser finstere Mann fähig war.

Seine Erscheinung verursachte ihr noch in der Erinnerung Gänsehaut. Aber ihr Verstand wehrte sich trotzdem dagegen, etwas so Unbegreifliches zu glauben. Er verfolgte Chloes Familie seit Generationen? Sie schüttelte den Kopf und drückte Coras Hand fester.

Selbst wenn er nur ein fehlgeleiteter Verrückter war, wenn er krank war: Er trug die Schuld am Tod von Chloe und Fergus, an Coras Zustand ... so bizarr das alles auch war, sie musste zugeben, dass es wohl richtig gewesen war, die Kinder zu trennen, statt allein auf die Polizei zu vertrauen. Die hatte nach dem Unfall die Ermittlungen beinahe sofort zu den Akten gelegt. Für sie gab es keinen Fall, nur ein Unglück, tragisch, aber hundertfach auf deutschen Straßen.

Margarete Philipp war innerlich immer zerrissen gewesen. Einerseits hatte sie das gern glauben wollen, es hätte ihr Frieden geschenkt und bedeutet, dass ihre Enkelinnen in Sicherheit waren. Dass da niemand versuchte, sie aufzuspüren. Doch sie konnte es nicht, sie spürte die Gefahr, die von diesen Amuletten ausging, wie einen geifernden Schatten, der ums Haus herumschlich und versuchte, einen Durchschlupf zu finden und die Fährte aufzunehmen.

Irgendwo da draußen war der Mörder ihrer Kinder. Und auch, wenn sie elf Jahre dafür gebraucht hatte, inzwischen hatte sie akzeptiert, dass es weder die Schuld der Göttin noch die der Pferde war. Vielleicht ging es überhaupt nicht um Schuld oder Versagen.

Sie hatte Epona vergeben.

Vielleicht war es nun an der Zeit, sich selbst freizusprechen.

Fast vierzehn Jahre lang hatte sie sich bemüht, Godje zu beschützen, indem sie sie von alldem fernhielt, was ihre Familie ausmachte. Es war ihr nicht gelungen. Genauso gut hätte sie versuchen können, eine Blume am Blühen zu hindern. Das ging nur, wenn man ihr jede Lebensgrundlage wegnahm – um den Preis ihres Vergehens. Es war gegen die Natur, doch das hatte sie erst eingesehen, als es beinahe zu spät war und Godje sich von ihr abgewandt hatte.

Also hatte sie endlich ihre Strategie geändert. Das war nur vernünftig.

»Ich habe Godje versprochen, es wiedergutzumachen, und das halte ich auch«, erklärte sie Cora. »Wenn ihr Herz an diesem Hengst hängt, dann wird ihn ihr niemand wegnehmen, auch nicht Anyta Kuret.«

Sie sah auf ihre Armbanduhr. Der Notartermin war um siebzehn Uhr.

Godje wusste noch nichts davon. Ihr hatte sie erzählt, dass das, was sie von ihrer kleinen Rente beiseitegelegt hatte, genügen würde, um Arion freizukaufen. Sie hatte das kleine Reihenhäuschen verkauft, um das Geld zusammenzutreiben.